

Benno Fürmann

mit Philipp Hedemann

Die Natur,
mein Leben
und der
ganze Rest

Unter Bäumen

GRÄFE
UND
UNZER

»Leben,
einzeln und
frei wie ein
Baum und
brüderlich wie
ein Wald ist
unsere
Sehnsucht.«

Nazim Hikmet

Inhaltsverzeichnis

Prolog __ 8

Natur

Bäume __ 11

Mystik __ 14

Empfindsamkeit __ 20

Respekt __ 24

Bewahrung __ 34

Ekel __ 37

Ackern __ 44

Jagd __ 52

Waldbaden __ 60

Reisen

Sokotra __ 73

Thailand __ 86

Amerikas __ 99

Berge __ 109

Nordwand __ 116

Himalaya __ 122

Bergmenschen __ 129

Südsudan __ 134

Uganda __ 150

Löwen __ 157

Kenia __ 162

Alpen __ 169

Familie

Mein Vater __ 181

Ich __ 188

Meine Tochter __ 192

Leben

Wie soll man leben? __ 195

Stille __ 200

Einstimmung __ 203

Verbindung __ 207

Gefühle __ 213

Gemeinschaft __ 218

Alleinsein __ 222

Vergänglichkeit __ 226

Hingabe __ 228

Ja zum Leben __ 231

Arbeit __ 233

Orte __ 238

Wein __ 242

Schlaf __ 244

Lernen __ 253

Tiere __ 258

Hoffnung

Gegenwart __ 263

Ethik __ 269

Verzicht __ 272

Was tun? __ 274

Politik __ 282

Hoffnung __ 286

Epilog __ 294

Danksagung __ 298

Literaturverzeichnis __ 299

Impressum __ 300

Prolog

Das Leben im Hier und Jetzt empfinde ich oft als herausfordernd.

Wenn ich in mich hineinhorche, stoße ich auf deutlich mehr Fragen als Antworten. Wahrscheinlich hätte ich hier und da gerne mehr Klarheit und mehr Vertrauen in den Lauf der Dinge. Aber letztendlich weiß ich, dass Fragen mein Treibstoff sind. Und ich weiß natürlich auch, dass es auf die wirklich wichtigen Fragen, die das Leben uns stellt, keine einfachen Antworten gibt.

Dennoch haben wir uns angewöhnt, mehr in Ausrufezeichen als in Fragezeichen zu sprechen – womöglich, um die eigenen Unsicherheiten zu übertönen. Das ermüdet mich. Mir ist es wichtig, der Stille und den Fragen zu lauschen und ihnen Raum zu geben. Ich habe nicht den Anspruch an mich, immer Antworten haben zu müssen, und wer vorgibt, sie stets zu kennen, weckt meinen Argwohn. Wo das Fragen aufhört, beginnt gerne das selbstverliebte Proklamieren. Darum werden Sie in diesem Buch mehr Fragezeichen als Ausrufezeichen finden. Ich, oder besser gesagt mein Computer, haben sie gezählt. Es sind 357 Fragezeichen und 158 Ausrufezeichen.

Mehr als einmal habe ich mir beim Schreiben gedacht: Soll ich es nicht lieber lassen? Ist es nicht anmaßend, dass ich jetzt ein Buch schreibe? Ich bin kein Experte für Lebenskunst, kein Experte für Klimawandel und Naturschutz, kein Experte für Politik, ich bin kein Experte für Glück und Zufriedenheit. Ich bin überhaupt kein Experte für irgendwas.

Und damit bin ich wieder bei den Fragezeichen: Ich weiß, dass ich mit all meinen Fragen und Unsicherheiten nicht alleine bin. Wie das Leben geht, wissen die wenigsten von uns. Aber ich

denke, dass wir alle die Sehnsucht haben, den Antworten ein kleines bisschen näher zu kommen und dass die Hingabe an unsere Fragen uns auch ein bisschen mehr miteinander verbinden kann. Was ist mir wichtig? Wie schöpfe ich Kraft? Was bedeutet heutzutage anständiges Verhalten? Wie schaffe ich es, auf mich, andere und die Natur achtzugeben und zugleich lustvoll durch die Welt zu navigieren? Ich hoffe, dass dieses Buch, in dem ich von meiner Lust am Leben, meiner Beziehung zur Natur und dem, was mich umtreibt, was mich aufbaut, meinen Sehnsüchten und entscheidenden Stationen meines Lebens erzähle, dazu einen bescheidenen Beitrag leisten kann.

Ackern

Ich weiß nicht, wie viele Bäume in den letzten 50 Jahren für mich gefällt worden sind. Gefällt, um Platz für Weideflächen zu schaffen, auf denen später Rinder grasten, die ich vielleicht mal gegessen habe. Gefällt, um Platz für Straßen zu schaffen, auf denen ich in den Urlaub gefahren bin. Gefällt, damit ich meine Gedanken zu Papier bringen konnte. Gefällt, damit ich mir die Nase putzen konnte.

Aber ich weiß, dass ich 50 Jahre alt werden musste, bevor ich den ersten Baum meines Lebens pflanzte. Dass ich nach einem halben Jahrhundert vom Zerstörer zum Pflanzeur wurde, verdanke ich dem Bergwaldprojekt. Der gleichnamige Verein wurde 1987 von einem Förster aus der Schweiz und einem deutschen Greenpeace-Mann gegründet und hat sich dem Schutz und der Pflege des Waldes, insbesondere des Bergwaldes, verschrieben. In den letzten 35 Jahren hat das Bergwaldprojekt mit mehr als 50.000 Freiwilligen und mehr als 1,5 Millionen Arbeitsstunden in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Liechtenstein und Spanien mehr als fünf Millionen Bäume gepflanzt, mehr als 200 Hektar Moore renaturiert und so Zehntausende für die Notwendigkeit des Schutzes der Natur sensibilisiert.

Als ich vom Bergwaldprojekt erfahre, bin ich vom Konzept sofort angetan. Im Wald zu ackern, dazuzulernen, meinen Horizont zu erweitern, dem Klima und gleichzeitig mir, meinem Körper, meinem Geist und meiner Seele etwas Gutes tun, mich zu erden – da habe ich sofort Lust drauf. Ich pflanze mit meinen eigenen Händen Bäume – das finde ich sinnvoll und sinnstiftend.

Auch wenn ich ahne, dass ich niemals so viele Bäume, wie ich mit meinem Lebensstil in den letzten 50 Jahren vernichtet habe, pflanzen kann, will ich in der Natur anpacken. Vor einer Aufgabe zu kapitulieren, nur weil sie einem zu groß erscheint, ist mir zu lahm. Sich körperlich in der Natur zu verausgaben, war für mich immer ein Antidot gegen schlechte Laune. Und genau das würde ich jetzt mit Menschen, denen die Natur auch am Herzen liegt, tun. Ich melde mich für einen Einsatz am Walchensee im bayerischen Voralpenland an.

Als ich im Juli mit dem Zug von Berlin nach München fahre, um von dort weiter an den Walchensee zu reisen, schaue ich auf verdorrte Felder. Es sieht eher aus wie in Griechenland als wie in Thüringen. Der Sommer ist, wie so viele in den letzten Jahren, extrem heiß und extrem trocken. Die vertrockneten Felder machen mich traurig, zugleich spüre ich in mir eine tiefe Sehnsucht nach Erdung, nach Natur.

In Bayern ein paar Bäume zu pflanzen, wird die Welt nicht retten, das ist mir klar. Aber dennoch ist es ein Schritt in die richtige Richtung, etwas Greifbares, es schafft ein winziges Gegengewicht in unserer aus der Balance geratenen Welt.

Dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit, dass wir es nicht mehr schaffen, unseren Planeten zu retten, setze ich eine Tätigkeit entgegen, die mich mit der Natur verbindet. Ich beruhige meine Seele durch Verbindung mit dem Leben. Gleichzeitig mache ich die Welt besser. Win-Win. Ich werde im Wald leben, ihm helfen zu gesunden. Das ist mein Plan.

Als ich im beschaulichen Kochel am See aus dem Zug steige, schwadroniert ein offensichtlich betrunkenere und wahrscheinlich auch nüchtern psychisch indisponierter Mann vor dem kleinen Bahnhofsgebäude über die Welt. Der Meeresspiegel, so sagt er, werde demnächst um 50 Meter steigen. »Na servus«, denke ich, »direkt im Thema.«

Von Kochel aus nehme ich den Bus. Auf steilen und kurvigen Straßen geht es durch Wälder und an in der Sonne funkelnden Seen vorbei. Bayerische Postkartenidylle. Nach einer halben Stunde steige ich am verabredeten Treffpunkt an einem Waldrand aus. Hier wartet Christoph mit einem geländegängigen roten Mercedes Transporter.

Christoph, graue Haare und blaue Augen, die mit dem Walchensee um die Wette strahlen, ist Förster, einer der drei Vorstände des Bergwaldprojektes, und wird mich und die anderen 15 Teilnehmer in der nächsten Woche bei der Waldpflege anleiten. Er begrüßt mich mit einem warmen und kräftigen Händedruck und einem freundlichen Blick in die Augen. Der sitzt bestimmt, denke ich, der meditiert. Ich mag ihn sofort.

Auf einer schmalen Straße folgen wir ein paar Kilometer dem Ufer des von den bewaldeten Hängen des Voralpenlandes eingerahmten Walchensees, dann biegt Christoph auf eine von Wald und einem ausgetrockneten Bachlauf umgebene Wiese ab. Ich baue mein Zelt auf, dann treffe ich Christoph und die anderen Teilnehmer an einer Blockhütte, in der früher Waldarbeiter untergebracht wurden und die jetzt dem Bergwaldprojekt als Küche und Aufenthaltsraum dient.

Datenbanktechniker, Klimawissenschaftlerin, Lehrer, Physiker, Ingenieur, Manager bei einem Chemie-Konzern, Lehrerin, Bankkauffrau, Umweltingenieurin, Informationstechniker – das Teilnehmerfeld ist bunt. Doch bei der Vorstellungsrunde wird klar, was alle eint. Sie alle machen sich Sorgen um den Zustand der Welt und wollen der drohenden Klimakatastrophe etwas entgegensetzen. Die meisten von ihnen sind Wiederholungstäter, manche von ihnen waren schon bei Dutzenden Freiwilligeneinsätzen dabei.

Als ich an der Reihe bin, sage ich, dass mich die Frage umtreibt, wie wir angesichts des existenziellen Dilemmas, in das wir uns hineinmanövriert haben, die Hoffnung behalten können. Ich sage, dass ich dem Gefühl der Ohnmacht, das mich bisweilen befällt, etwas Konkretes und Greifbares entgegensetzen möchte, auch wenn es nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist. Ich sage, dass ich mehr über den Wald lernen möchte und dass ich die Sehnsucht verspüre, der Natur etwas zurückzugeben.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr dringt Christophs sanfte und doch klare Stimme durch die Zeltplane und den Nebel des Schlafes an mein Ohr. Ich öffne die Augen. »Guten Morgen, lieber Benno«, sagt Christoph erneut. Ich komme langsam zu mir. Ich weiß es immer zu schätzen, wenn mir jemand einen behutsamen Wechsel aus der Traumwelt in einen den Tag beschert, wenn ich nicht jäh aus der Glückseligkeit des Tiefschlafes gerissen werde.

Nach einer Katzenwäsche an einem mit frischen Bergquellwasser gefüllten ausgehöhlten Baumstamm, gibt es an der Hütte Frühstück. Der Duft von aufgebrühtem Kaffee und frisch geba-

ckenem Vollkornbrot mischt sich mit dem erdigen Geruch des Waldes. Axel, der Bergwald-Koch, ist seit 4.30 Uhr auf den Beinen und hat gekocht und gebacken. Es schmeckt sehr gut.

Nach dem Frühstück stößt Karlheinz (ohne Bindestrich. Ein Mann, ein Name, wie er sagt) zu uns. Der 62-Jährige ist seit 27 Jahren Revierförster am Walchensee. Karlheinz, der sein ganzes Berufsleben im Dienste des bayerischen Freistaates verbracht hat, und Christoph, der sich nach dem Studium gegen die Beamtenlaufbahn im Forstamt und für den Umweltschutz beim Bergwaldprojekt entschieden hat, sind ganz unterschiedliche Typen, und doch – das merkt man gleich – achten und schätzen sie sich sehr. Sie kennen sich seit über 20 Jahren und haben gemeinsam mehr als 50 Projektwochen am Walchensee begleitet.

Auf einem steilen Forstweg fahren wir in Karlheinz' Revier. Rund 300 Meter oberhalb des Sees wartet unser erster Arbeitseinsatz auf uns. An einem steilen Hang sollen wir mit großen Astscheren und Handsägen mit der besonders scharfen japanischen Zahnung Fichten und Buchen fällen. Bäume fällen? Ich bin doch zum Pflanzen gekommen – wieso jetzt die Säge?

Christoph und Karlheinz erklären es uns: Rund ein Drittel der Fläche Deutschlands ist mit Wald bedeckt, rund 60 Prozent davon mit Fichten und Kiefern. Weil sie relativ schnell und gerade wachsen, dominierten sie zuletzt oft in trostlosen Monokulturen die deutschen Wälder. Doch seitdem der Klimawandel mit steigenden Temperaturen und geringeren oder aber drastischen Niederschlägen auch in Deutschland angekommen ist, leiden die flachwurzelnenden Nadelbäume. Sie kommen mit den klimatischen Veränderungen nicht gut klar, werden geschwächt

von Dürren, immer anfälliger für den Befall von Borkenkäfern und verheerende Waldbrände. Ich muss an die trostlosen Kiefernwälder, die auf märkischem Sand rund um Berlin wachsen, denken. In den letzten Jahren brannten die trockensten, harzhaltigen Bäume oft wie Zunder, wenn eine Zigarette achtlos weggeworfen wurde oder irgendwelche Vollidioten bewusst Brände legten. Ich bin geschockt zu erfahren, dass in den Hitzejahren 2018 bis 2022 Deutschland mehr als fünf Prozent seiner Waldfläche verloren hat!

Dass Förster über Generationen auf lukrative Fichten und Kiefern setzten, rächt sich jetzt. Um dem dramatischen Waldsterben entgegenzuwirken, müssen die deutschen Wälder nun umgebaut werden (so sagt der Förster). Weg von den tristen und unnatürlichen Monokulturen, hin zu einem besser an den Klimawandel angepassten Mischwald, der mehr Feuchtigkeit speichern kann. Weil jahrhundertlang von Menschenhand so stark in die Zusammensetzung des Waldes eingegriffen wurde, schafft der Wald diese Anpassung jetzt nicht schnell genug aus eigener Kraft. Der Mensch muss mit Säge und Setzlingen unterstützen. Er muss pflanzen und er muss fällen, damit andere Bäume mehr Licht bekommen und so besser wachsen können. Das leuchtet mir ein. Doch welchen Baum soll ich fällen, welchen stehen lassen? Welches Leben soll ich auslöschen, welches schützen?

Die Antwort auf diese Frage hängt davon ab, wen ich frage und wie man auf Bäume schaut. Christoph und Karlheinz betrachten Bäume mit ganz unterschiedlichen Brillen. Christoph, der Umweltschützer, der aus ökologischen Gründen noch nie in seinem Leben geflogen ist, betrachtet Bäume eher mit der ökologischen Brille, achtet darauf, welcher Baum mehr Vielfalt ermög-

Jagd

Weißes Rauschen. Die Stille ist so aufgeladen, dass man sie hören kann. Das Nichts, in dem alles ist. Ich lausche, halte die Luft an, versuche zu sehen, das Grün zu durchdringen. Nichts. Aus Angst, man könne die Rotationsbewegung hören, drehe ich meinen Kopf ganz langsam nach links, zu Henne. Seine braunen Augen fokussieren seit Minuten regungslos eine Gruppe kleiner Fichten zu unserer Rechten. Mein Blick wandert in Zeitlupe dorthin zurück. Zentimeterweise scanne ich den Raum zwischen den Bäumen, versuche kleinste Nuancen zwischen den Büschen und Gräsern zu entziffern und mit meinem Gehör das Dickicht zu durchdringen. Ich horche auf. War da etwas? Hat da ein Zweig geknackt, sich etwas Braunes im Grünen bewegt?

Henne hieß vor drei Stunden noch Hendrik und hat mich von einem winzigen Bahnhof im Thüringer Wald abgeholt, an dem mich ein aus nur zwei Waggonen bestehender Dieseltriebwagen ausgespuckt hat. Henne ist Förster des sogenannten Zukunftswaldes Unterschönau im Thüringer Wald. Vor zwei Jahren hat das Bergwaldprojekt das 200 Hektar große Waldstück zusammen mit der Umweltstiftung Greenpeace gekauft, um hier zu erforschen und zu zeigen, wie der deutsche Wald durch nachhaltige Waldbewirtschaftung für die Anpassung an den Klimawandel fit gemacht werden kann. Freiwillige des Bergwaldprojektes pflanzen und fällen dafür Bäume, bauen Zäune, die junge Triebe vor dem Verbiss durch Rehe und Hirsche schützen sollen. Und Henne geht dafür im Zukunftswald auf die Jagd – unter ökologischen Gesichtspunkten. Weil Wolf und Bär als natürliche Feinde weitestgehend weggefallen sind und menschliche Siedlungen und Aktivitäten dem Wild immer weniger Raum lassen, fressen Reh, Hirsch, Dammwild und Co. immer

mehr junge Triebe ab, die der Wald zwingend braucht, um sich zu verjüngen. Es klingt und ist brutal: Aber damit der Wald leben kann, muss Wild sterben. Es muss gejagt werden. Sonst kann sich der Wald nicht naturnah entwickeln. Heute begleite ich Henne bei der Jagd.

Mit einem Geländewagen fahren wir in den Wald. Unterwegs gibt Henne mir Instruktionen: Sobald wir aus dem Auto steigen, sprechen wir kein Wort mehr und bewegen uns so ruhig wie irgendetwas möglich. Auf dem Hochsitz versuchen wir tief in die Entspannung zu atmen und so in die Landschaft zu sinken. Das Wild hat äußerst feine Sinnesorgane, und nervöse Präsenz würde uns leicht verraten. »Verraten!« Schon diese Formulierung macht das moralische Dilemma klar, in dem wir uns befinden: Wir werden auf der Lauer liegen, um zu töten.

Henne parkt das Auto am Wegesrand und zieht sein Gewehr aus einer olivgrünen Tasche. Es hat einen grau-schwarz gesprenkelten Griff aus Kunststoff und einen mattschwarzen Lauf. Ich schaue zu, wie Henne das Zielfernrohr mit einem präzisen Klicken auf das Gerät setzt.

Schusswaffen haben mich schon immer fasziniert. Dabei verachte ich eigentlich die sich dem Tod verschrieben habende Ingenieurskunst, die Präzision, die auf Zerstörung abzielt. Für mich ist eine Waffe ein metallener Widerspruch: Sie kann Leben schützen, indem sie anderes Leben nehmen kann. Ich habe für Rollen schon oft schießen müssen, aber nur ein einziges Mal habe ich mit einer Pistole eine echte Patrone abgefeuert. Vor den Dreharbeiten zu »Die Einsamkeit des Killers vor dem Schuss« bat ich den Waffenmeister, einmal mit echter Munition

schießen zu dürfen. Ich wollte ein Gefühl für die Waffe bekommen. Ich erinnere mich noch genau an die Übergabe der geladenen Pistole.

Ganz vorsichtig griff ich die Waffe. Ich fühlte die kalte Schwere in meiner Hand und gleichzeitig die Ehrfurcht vor dem Mordinstrument. Doch vor allem spürte ich die Verantwortung, die mir übergeben worden war. Ich konnte jetzt töten. Ich konnte jetzt mit einer winzigen Bewegung meines Zeigefingers einen Mechanismus auslösen, der den Schlagbolzen auf die Patrone schlagen würde, die dann das Projektil aus dem Lauf feuern würde – wohin ich auch zielte. Interessiert und gleichzeitig irritiert, stellte ich fest, dass die Insignie der Macht ein schwaches, aber doch deutlich wahrnehmbares korrumpierendes Allmachtsgefühl in mir aufsteigen ließ. Herr über Leben und Tod. Ich zielte. Ich schoss, und in 15 Metern Entfernung zerschlug die Kugel das Papier der Zielscheibe. Einfach so. So einfach.

Henne schraubt jetzt einen Schalldämpfer auf den Lauf. Wie ein perfider Killer, der weiß, dass er ein Verbrechen begeht und nicht gehört werden will, denke ich – auch wenn ich natürlich weiß, dass es nicht so ist. Als ich ihn später frage, warum er einen Schalldämpfer verwende, erklärt er mir, dass er so seine Ohren schütze, durch den gedämpften Knall weniger Tiere gestört würden und der Rückstoß gedämpft würde. All das leuchtet mir ein. Trotzdem wirkt das mit dem Schalldämpfer bewehrte Gewehr auf mich irgendwie hinterhältig.

Henne schultert das Gewehr und seinen Rucksack, und wir machen uns auf einem schmalen Pfad auf den Weg zum Hochsitz. Wir klettern fünf Sprossen hinauf und decken uns mit einer

Camouflage-Decke zu. Das Gewehr liegt auf Hennes Oberschenkeln, der Lauf ragt über die Brüstung. Ich bin hin- und hergerissen. Einerseits hoffe ich, dass uns ein Tier vor die Flinte laufen wird, andererseits will meine innere Stimme den Tieren des Waldes laut zurufen: »Bleibt weg, kommt nicht hierher, hier lauert der Tod!«

Ich spüre in mich hinein: Hätte ich jetzt gerne die Waffe in meinen Händen? Oder ist es gut, dass nicht ich, sondern Henne die Entscheidung über Leben und Tod treffen muss? Es muss getan werden, man macht die Welt durch die Jagd nicht schlechter, sondern schützt den Wald. Würde es mir unter diesen Vorzeichen Freude bereiten, anzuvisieren und zu schießen? Darf das Töten eines Tieres Spaß machen? Könnte es *mir* Freude bereiten? Ich muss nicht lange in mich hineinhorchen, um ein klares Nein zu vernehmen. Andererseits habe ich immer behauptet, dass ich in der Lage sei, ein Tier zu töten, da ich es sonst nicht vor mir rechtfertigen könne, Fleisch zu essen. Aber stimmt das überhaupt? Die Probe aufs Exempel habe ich nie gemacht.

Es ist still. Erstaunlich still. Ich versuche, meinen Blick zu weiten, möglichst viel Wald in mich aufzunehmen und lausche. Nur gelegentliche Flügelschläge und vereinzelte Vogelrufe mischen sich in das leise Grundrauschen des Waldes. Ich bin äußerst wach, atme gespannt die Natur um mich ein: Überall kann plötzlich etwas erscheinen, jederzeit kann es zum tödlichen Schuss kommen. Oder ahnen die Tiere des Waldes unsere Gegenwart und die damit verbundene Präsenz des Todes?

Wir sitzen und schweigen. Eine Stunde geht so dahin. Wenn ich ein leises Knacken im Dickicht höre, jedoch auch bei größter

Anstrengung nichts erspähen kann, schaue ich, ob ich in Hennes Augen eine Interpretation des Gehörten lesen kann. Doch sein Blick verharrt regungslos auf dem Wald.

Die zweite Stunde bricht an. Dann ein Knacken. Ich bin sofort elektrisiert. Es ist anders als zuvor. Das leise Geräusch ist voller Präsenz und Anwesenheit – die ganze Welt ist reduziert auf diesen einen Ton. Eine Bewegung von scheuer Lebendigkeit hat in der stillen Weite des Raumes einen Zweig zerbrochen, und plötzlich ist der große schweigende Wald von diesem Geräusch erfüllt. Ich halte den Atem an. Ich versuche, mit meinem Blick eine Gruppe von Fichten zu durchdringen. Das Knacken kam von dort. Angestrengt versuche ich im Unterholz irgendeine Regung auszumachen. Ich schaue zu Henne. Seine braunen Augen sind hochkonzentriert auf die Fichten fokussiert. Wie in Zeitlupe und völlig lautlos steht er auf und richtet sein Gewehr auf die Bäume. Jetzt will ich es. Jetzt will ich, dass sich zeigt, was auch immer es ist. Da, ein diffuses Aufflackern von Braun hinter Grün. Der Schuss zerreißt die Stille. In der Dämmerung sehe ich etwas im Unterholz verschwinden. Dann ein kleines Reh, noch ein Kitz, es hupft nach links, auf uns zu. Das Auge am Zielfernrohr folgt Henne dem Tier mit dem Lauf des Gewehres. Komm schon, schie!, denke ich, aber das Reh verschwindet aus unserem Blick ins Dickicht.

Jetzt freut sich etwas in mir. Das Reh ist entkommen. Doch was war mit dem Braun, das im Unterholz verschwand? Hatte Henne ein zweites Tier nicht tödlich getroffen, sondern nur angeschossen? Das würde ich uns nicht vergeben – ein Tier, das sich jetzt weidwund durch das Gehölz schleppen muss, um dann irgendwann qualvoll zu sterben. Würde das entkommene Kitz

nach ihm suchen? War ich gerade Zeuge geworden, wie großes Leid über harmlose und unschuldige Tiere gebracht wurde?

Hennes Bewegungen sind jetzt nicht mehr sparsam und lautlos. Behände steigt er vom Hochsitz. Ich folge ihm. »Warte hier«, flüsterte er und verschwindet mit dem Gewehr in Richtung des Fichtenwäldchens. Keine Minute später kommt er wieder zum Vorschein und zieht ein kleines Häufchen Fell hinter sich her. Ein Kitz. Er legt das hübsche Tier behutsam vor uns auf den Waldboden. Die großen Augen glänzen schwarz, aber sie sind bereits ohne den Funken der Lebendigkeit. Die Kugel hat das Fell oberhalb des Herzens zerrissen. »Es hat nicht gelitten«, sagt Henne. Hat er meine Gedanken gelesen?

Er kniet sich nieder und streichelt dem toten Tier fast zärtlich die Flanke. Ich spüre, er würdigt das Leben, das nun nicht mehr ist. Der schweigende Respekt, den er dem toten Tier entgegenbringt, tut mir gut, trotzdem bin ich traurig. So klein der Körper, der reglos vor uns liegt, so jung das Leben, das wir gerade beendet haben. Ich spüre, dass auch Henne traurig ist. Er streicht dem Tier über die aufgerissenen Augen, will sie schließen, doch sie bleiben offen. Das Reh starrt uns ausdruckslos an.

Nun knie auch ich mich nieder und lege meine Hand auf den kleinen Körper. Er ist warm. Erst jetzt merke ich, dass mir kalt ist. Durch die entfliehende, nie wieder neu gespeist werdende Wärme unter meinen streichelnden Händen, ist die Endlichkeit des Lebens plötzlich schrecklich präsent. Durch uns wurde dem Willen des Lebens, der sich durch dieses kleine Wesen ausgedrückt hat, mit einem Knall ein jähes Ende gesetzt. Der Fluss des Lebens wurde unterbrochen. Ende. Aus. Neuanfang.

Meine Fragen an das Leben

»Dies ist kein Ratgeber, sondern eine Auseinandersetzung mit mir und meiner Beziehung zur Natur.

Es geht um meine Lust am Leben und meine Überforderung in anspruchsvollen Zeiten. Ich erzähle von dem, was mich umtreibt, was mich aufbaut, meinen Sehnsüchten. Ich erzähle von entscheidenden Stationen meines Lebens und den Fragen, die ich habe: Was ist mir wichtig? Wie schöpfe ich Kraft? Was bedeutet anständiges Verhalten im Hier und Jetzt? Wie versuche ich, auf mich, andere und die Natur achtzugeben und zugleich lustvoll durch die Welt zu navigieren?

Ich möchte in diesem Buch das Leben feiern.«

BENNO FÜRMAN

